

Anna Maria Jokl Die Perlmutterfarbe



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4039

Nicht wegzudenken aus der Literatur des 20. Jahrhunderts ist dieser Roman über zwei deutsche Schulklassen Anfang der 30er Jahre, über Verrat und Freundschaft, Machtgier und Zusammenhalt.

Eine Perlmutterfarbe ist aus dem Schulranzen von »Maulwurf«, einem der beliebtesten Schüler in der A-Klasse, verschwunden – die Verdächtigungen sprießen, die Jagd nach einem Sündenbock beginnt. 1937 entstand dieser Roman, der weit mehr ist als eine Schulgeschichte.

»Voller unvergeßlicher Gestalten ... Es gibt nicht viele Bücher, in denen ein ganzes Zeitalter vor uns aufersteht.«

Sybil Gräfin Schönfeldt, Süddeutsche Zeitung

Anna Maria Jokl, 1911 in Wien geboren, lebte von 1965 bis zu ihrem Tod im Oktober 2001 in Jerusalem. Sie schrieb *Die Perlmutterfarbe* in den dreißiger Jahren im Prager Exil. Ihr Gesamtwerk wurde 1995 mit dem Hans-Erich-Nossack-Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschien im Jüdischen Verlag *Die Reise nach London. Wiederbegegnungen* (1999) und *Aus sechs Leben* (2010).

Anna Maria Jokl
Die Perlmutterfarbe

Ein Kinderroman
für fast alle Leute

Suhrkamp

Die Perlmutterfarbe
erschien zuerst 1948 im Dietz Verlag Berlin.

Umschlagfoto: © 2008 Constantin Film Verleih GmbH

6. Auflage 2019

Erste Auflage dieser Ausgabe 2008
suhrkamp taschenbuch 4039

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46039-9

Für Josef den edlen Schmuggler

Vorwort

Ich schrieb *Die Perlmutterfarbe*, einen Kinderroman für fast alle Leute vor mehr als 50 Jahren, 1937, als junge Schriftstellerin in Prag, um die Folgen zu schildern, die überhebliches Machtstreben mit Hilfe von Lügen und Tricks ergeben können und die nur durch ehrlichen gemeinsamen Kampf überwunden werden können. 1933 war ich aus dem nationalsozialistisch gewordenen Berlin nach Prag geflüchtet und hatte die Gefährlichkeit der Weiterentwicklung gespürt. Das Buch – mein zweites – konnte nicht mehr erscheinen, weil am 15. März 1939 die Nazis die Tschechoslowakei besetzten. Von einer tschechischen Polizistenfrau gewarnt, flüchtete ich zeitig morgens in die Französische Botschaft und bat, wie viele andere, um Asyl. Als sich nach zwei Wochen die Möglichkeit zur Flucht über die polnische Grenze ergab, ließ ich das Manuskript des Buchs in der Obhut zweier tschechischer Dienstmädchen dort, Anička und Manička, nahm nur eine Tasche mit etwas Wäsche und einen Pullover mit, kaufte vom letzten Geld die Fahrkarte zu einem kleinen Ort nahe der Grenze und ging die Landstraße zu dem Dorf, wo Grenzfürher warten sollten. Einer Intuition folgend hatte ich noch in Prag einen Trauerflor an den rechten Mantelärmel geheftet – in Europa das Zeichen für einen Trauerfall in der Familie –, denn damals, Anfang 1939, hatte man noch Scheu vor ›Trauernden‹, und ich wurde wirklich nicht von Posten angehalten. Fand im Dorf das beschriebene Bauernhaus mit zwei einsilbigen Bauernburschen und drei mir unbekannten Emigranten. Als es dunkelte, sagten die Burschen ›Los‹, erlaubten aber nicht, die Tasche mitzunehmen – sie würde hindern, wenn wir laufen müßten – und gingen in die mondlose Osternacht hinaus. Es hatte angefangen, stark zu regnen, so daß wir bald bis auf die Haut durchnäßt waren, aber es war eine laue Frühlingsnacht. Man war schon

weit durch offenes Land gegangen, als die Burschen an einem Gebüsch halt machten. Man mußte warten. Wir warteten schweigend, eine Viertel-, eine halbe Stunde. Da überhörte ich, wie einer sagte ›Wo bleibt Josef?‹ und der zweite ›Lassen wir sie stehen?‹ Meine Mitgänger – sie verstanden nicht Tschechisch, das ich in Prag aufgepickt hatte – ahnten nichts von dem Abgrund, der sich auftat. Da aber kam Josef, ein tschechischer Bauer, der große Grenzschnuggler, und die Burschen blieben zurück, als er die Führung übernahm, mit schweigender Autorität. Wir folgten ihm in der stockdunklen Nacht, gehend, manchmal laufend, über frischgeackerte Felder, die der weiter strömende Regen in Schlamm verwandelt hatte, gerieten einmal in den weithin kreisenden Lichtkegel eines Scheinwerfers und langten schließlich nach einigen Stunden bei einer steinernen Bauernkate an. Dem einzigen Haus an der Landstraße, Josef schob uns durch die Eingangstüre in den großen Raum drinnen. Nun müßte man warten, bis die SS-Patrouille vorüber sei. Die Mitgänger legten sich auf den Boden und schliefen erschöpft ein. Josef und ich saßen auf dem verschlissenen ärmlichen Sofa. Von draußen hörte man nur das Trommeln des Regens. Während wir warteten, erzählte ich Josef von dem Aufenthalt in der Französischen Botschaft, von den beiden braven Dienstmädchen, Anička und Manička, dann fragte Josef, ob es mir leid täte, in Prag alles zurückgelassen zu haben, und ich sagte, aber nein, die paar alten Möbel, die paar Kleider – leid täte es mir nur um ein Manuskript, ein Buch, das ich eben geschrieben hatte.

Da näherte sich von weither der Schein einer starken Taschenlampe, filterte durch das kleine verhangene Fenster gegenüber dem Eingang, dann hörte man Stimmen direkt vor dem Haus. Wortlos schaute ich auf Josef. Er saß unbeweglich, gespannt wie eine Feder, die Hand in der rechten Hosentasche auf die Eingangstür gerichtet, und ich begriff, er würde die SS über den Haufen schießen, sollten sie her-

einkommen, doch sie gingen weiter, hatten sich anscheinend nur für einen Moment vor dem Regen untergestellt. Die schlaftrunkenen Mitgänger wurden geweckt – zum zweiten Mal waren sie unwissend tödlicher Gefahr entgangen –, zweihundert Meter hinter dem Haus verlief die Grenze, ein breiter Bach, den wir durchwateten. Wir waren in Polen.

Ich erinnere mich nicht, wie viele Stunden wir noch weitergingen, wann Josef uns jemandem anderen übergab, wir in einem Bauernhaus schliefen, am nächsten Tag irgendwie weiterreisten und schließlich im polnischen Katowitz landeten, untergebracht in einem großen Schlafsaal der Polizei, der sonst für arrestierte Betrunkene und Prostituierte diente, jetzt für Hunderte Flüchtlinge, die auf ihre angekündigten Visa aus London warteten und darum unter dem Schutz des britischen Konsulats in Katowitz standen. Manchmal gab es etwas zu essen – die jüdische Gemeinde tat ihr beschränktes Bestes, für Juden wie Nichtjuden gleichermaßen –, an den Wänden des Schlafsaals krochen Läuse, man wusch sich und die einzige Wäsche am Leibe mit kaltem Wasser und ohne Seife an einer der zehn rostigen Waschschüsseln und wartete auf die Visa.

Nach ungefähr zwei Wochen sagte mir die Lagerleitung, jemand erwarte mich in einem nahegelegenen Kaffeehaus. Es schien mysteriös, aber die Wirklichkeit war noch mysteriöser: Im Kaffeehaus saß Josef, der Schmuggler, sagte ›da hast Du‹ und hielt mir ein Paket, in altes Zeitungspapier gewickelt, entgegen. Es war mein Manuskript der *Perlmutterfarbe*.

Josef hatte anscheinend gut zugehört in jenen gefährlichen Nachtstunden an der Grenze; und als er – vermutlich ein großer Mann auf dem Schmuggelgebiet – in Prag zu tun hatte, war er zur Französischen Botschaft gegangen, hatte dem Portier gesagt, er sei der Onkel von Anička, der er, herbeigerufen, ins Ohr flüsterte, er käme von mir, worauf sie

sofort einging und ihm das Manuskript übergab, das er bei nächster Gelegenheit mit über die Grenze schmuggelte. Er wußte, daß ich nichts besaß, um solch Unbelohnbares zu belohnen. Wieso hatte er es getan, warum?

›Ich führe viele über die Grenze‹, antwortete er darauf, damals in dem Katowitzer Kaffeehaus, ›und die meisten jammern, was sie alles zurückgelassen haben. Du hast nicht gejammert. Dir war nur leid um ein Buch, das Du geschrieben hast. Das hat mir gefallen.‹

Es gibt im Jüdischen eine Tradition, wonach die Welt erhalten wird um 36 Gerechter willen, die unerkannt unter uns leben. Ich glaube, daß der tschechische Schmuggler Josef vielleicht einer dieser Gerechten war; oder ein Mensch in seiner großen Stunde.

Die Perlmutterfarbe erschien erst 1948, nach dem Krieg, in Deutschland und wurde das von Kindern wie Erwachsenen statistisch meist ausgeliehene Buch aus öffentlichen Bibliotheken. Es folgte Auflage nach Auflage. Dann wurde Berlin geteilt. Als ich 1950 zur Verfilmung des Buchs nach Ost-Berlin kam, wurde ich nach kurzer Zeit, ohne Angabe von Gründen, ›binnen 24 Stunden‹ ausgewiesen, die im Druck befindliche Auflage sowie alle Auslandsverträge dafür gestoppt.

A. M. J.

Die Perlmutterfarbe

A und B

Bis vor einer Woche war man in den beiden großen Pausen, um zehn und um zwölf Uhr, auf dem Schulhof gewesen, an dessen hohen Zäunen Feuerbohnen hinaufkletterten. Zu Beginn des Schuljahrs, im September, waren die dicken, grünen Bohnenschoten gerade reif geworden, jeden Tag neue. Und jeden Tag um 10 Uhr setzte nach dem Pausenläuten ein Wettrennen ein, wer die blauen und rosa Bohnen ernten würde, die seit dem vorigen Tag reif geworden waren: die A oder die B der dritten Klasse der Realschule. Andere Klassen beteiligten sich nicht an diesem Sport. Es war eine Angelegenheit zwischen den beiden Parallelklassen.

Aber jetzt war es schon Ende November und die leeren Bohnenschoten längst abgetrocknet. Die langen Stengel, die sich noch an den Zäunen festklammerten, waren nur braunes, totes Unkraut im Wind und Regen.

Man war jetzt in den Pausen auf dem Gang. Zwar traf sich auch dort die A und die B, denn der A gehörte das gerade Stück des Ganges, während die Gangkurve nach dem Knie, das er machte, für die B da war. Und an jenem Gangknie vermischten sich die beiden Klassen. Aber der Herbst zog immer wieder die Grenze zwischen ihnen, die die gemeinsamen Hofpausen leicht verwischten: auf dem Gange benahmen sich A und B zueinander wie zwei Nachbarn, die jahrelang im selben Hause wohnen, sich aber nur flüchtig grüßen und voneinander nicht mehr als den Namen wissen.

Aus einem nie ganz geklärten Grunde schaute die A etwas auf die B herab. Vielleicht, weil im Alphabet A vor B kam. Es war allerdings nicht so, daß Alexander zum Beispiel den Sikura aus der B persönlich verachtet hätte, oder Hugo und Heini den B-Karli. Diese persönliche Geringschätzung für

jeden einzelnen B hatte eigentlich nur der lange Gruber. Aber da man nicht sehr viel auf ihn gab – ganz abgesehen davon, daß er erst in diesem Jahr in die Klasse gekommen war –, hatte das nicht sehr viel Einfluß. Im allgemeinen war die Meinung der A ein gutmütig-mitleidiges: No ja, halt die B!

Der B-Karli stand in einer Zehn-Uhr-Pause ein ganzes Stück im A-Gang drin. Wahrscheinlich ganz unabsichtlich, um besseres Licht zu haben. Denn das große Fenster im A-Gang ging auf den weiten Hof hinaus. Er kümmerte sich nicht um das, was ringsum vorging, sondern las in einem Buch, das aufreizend bunte Bilder hatte.

Alexander war aufmerksam geworden und ging unauffällig einige Male vorüber, weil ihn die Bilder sehr interessierten. Soweit er es im Vorübergehen beurteilen konnte, handelte es sich um Neger.

Das einfachste wäre es gewesen, an den B-Karli heranzugehen. Aber das wollte Alexander nicht, denn der lange Gruber kroch immerfort in der Nähe herum. Alexander hatte es schon bemerkt: der wollte sich an ihn heranmachen, weil er sah, daß der Maulwurf und die Lotte ihn nicht ganz für voll nahmen, nämlich den langen Gruber. Fiel Alexander etwas herunter, war schon der lange Gruber da und hob es auf. Er war es immer, der Alexanders Malereien am lautesten bewunderte. Wie ein untertäniger Polizist kroch er um ihn herum, mit seinen hervorquellenden Augen.

Er kam auch jetzt heran und sagte, absichtlich laut: »Schau mal, wie sich der B wichtig macht!« Da aber weder Alexander noch der B-Karli darauf antworteten, zog er sich wieder zurück.

Der B-Karli schien sich gar nicht wichtig machen zu wollen. Wenn aber so ein schlitzäugiger B mit schwarzen Borstenhaaren im A-Gang steht und die Umwelt scheinbar über seinem Buch vergißt, kann es leicht so aussehen.

Alexander nahm wieder seinen Marsch auf, der ihn nahe am B-Karli vorbeiführte. Da sah er ein zweiseitiges Bild mit

Chinesen oder Japanern. (Die konnte man immer so schwer unterscheiden.) Nun hatte sich Alexander vor kurzem ohne Erfolg bemüht, einen Chinesen zu zeichnen. Und hier gab es welche. Also faßte er einen Entschluß und fragte plötzlich den B-Karli über die Schulter: »Was ist das eigentlich für ein Buch?«

Der B-Karli war gar nicht erstaunt. Wahrscheinlich hatte er Alexanders Herumstreichen schon längst bemerkt, er las langsam weiter und sagte, ohne sich umzudrehen: »Da steht alles von den Menschen auf der ganzen Welt drin, von Negern und Chinesen und Indianern. Die sind ganz anders, als es in den blöden Indianerbücheln geschrieben ist, wo sie immer mit Federn am Kopf rumlaufen und Schätze graben.«

Freundlich, aber mit einer gewissen Würde hatte der B-Karli geantwortet. Er zeigte sich nicht im mindesten geschmeichelt, daß Alexander von ihm eine Erklärung verlangte. Er ließ gar nicht den Gedanken aufkommen, daß man auch über ihn sagen könnte: »No ja, halt ein B.«

Der B-Karli hatte Stolz im Leibe. Damit ersetzte er mangelnde Kraft. Denn natürlich gab es Stärkere und vor allem Größere als ihn. Aber gerade der lange Gruber hatte vor einiger Zeit erfahren, daß Größe allein nicht entscheidet. Damals, als er den beiden A-Mädchen, Lotte und Mausl, Kletten in die Haare werfen wollte (natürlich von hinten). Da hatte ihm der kleine B-Karli im Hof ein Bein gestellt, und der Gruber war seiner ganzen Länge nach hingefallen, mit den Kletten in der Hand. So groß der Schimpf für ihn auch war, so tat er doch nicht das einzige, was man erwartete: sich auf den B-Karli zu stürzen. Er schimpfte und drohte nur, während der schlitzäugige B-Karli ruhig und furchtlos weiterging. Das war kurz nach Eintritt des langen Gruber in die A gewesen und hatte sein Ansehen nicht vergrößert. In seinen leicht vorquellenden Augen hatte ein wilder böser Haß gestanden, der für den B-Karli und alle anderen, die die Schande mit angesehen hatten, nichts Gutes versprach.

»Also solche Bücher liest du?« fragte Alexander mit ehrlicher Hochachtung. »Ja, gestern hab ich es bekommen«, erwiderte der B-Karli fröhlich und blätterte langsam und liebevoll mit seinen braunen, tintenbefleckten Fingern eine Seite nach der anderen um, damit Alexander alles sehen könnte. »Gestern, endlich, zum Geburtstag.«

»Du hast gestern Geburtstag gehabt?« rief Alexander erstaunt. »Und ich vorige Woche. Bist du denn auch schon dreizehn? Dabei bin ich mindestens um drei Zentimeter größer als du, oder vier. Du, B-Karli, borg mir das Buch. Ich möchte mir gerne die Chinesen ansehen und abzeichnen, weil . . .« »Nächste Woche vielleicht«, unterbrach ihn der B-Karli. »Ich hab es selber noch nicht anständig gelesen. Erinnerung mich so in zehn Tagen daran . . .«

Alexander war ungeduldig. Er brauchte unbedingt einen Chinesen. Wie konnte er nur den B-Karli dazu bringen, ihm das Buch gleich zu borgen . . .

Da hatte sich wieder der lange Gruber herangemacht. »Geh, Alexander, was stellst du dich so lange mit dem blöden B hin«, sagte er mit einer Vertraulichkeit, die ihm überhaupt nicht zukam.

Zu einer anderen Zeit hätte Alexander das geärgert. Aber gerade jetzt paßte ihm dieser Vorwand ausgezeichnet. »Du wirst es mir gleich borgen«, rief er und packte das Buch, das der B-Karli mit seinen tintenbefleckten Händen krampfhaft festhielt.

Der lange Gruber stand daneben und grinste. Seine hervorquellenden Augen blickten abwechselnd schadenfroh auf den B-Karli und bewundernd auf Alexander.

Der bemerkte das. Und ebenso stark wie der Wunsch nach dem Buch wurde das Gefühl: jetzt darf ich mich nicht mehr blamieren vor dem Gruber. Es gab kein Zurück mehr. »Bis morgen!« schrie er und riß mit einem groben Ruck dem entsetzten B-Karli das Buch fort. Mit der Beute rannte er in die schützende A-Klasse. Eben läutete es das Ende der Zehn-

Uhr-Pause. Hinter Alexander lief der lange Gruber auf die Klasse zu, drehte sich noch einmal um, streckte lang die Zunge heraus und rief: »Ätsch B!« Dann warf er die Klassentüre hinter sich zu.

Die Perlmutterfarbe

Eigentlich war es sehr gemein von mir, überlegte Alexander, als er am Nachmittag zu Hause saß und das Buch vom B-Karli vor ihm auf dem Tisch lag. Klari würde mich groß anschauen, wenn sie wüßte, wie ich es mir ausgeborgt habe. Wieso habe ich das nur gemacht? Weil ich mich vor dem langen Gruber geniert habe. Weil er das vom blöden B gesagt hat. Aber wie kommt er dazu? Wenn der Gruber in der B wäre, so würde man ihn überhaupt nicht beachten. Und der B-Karli ist ein anständiger Junge; nur weil er ein B ist, braucht man ihn nicht zu verachten. Wenn man Pech hätte, wäre man vielleicht selber ein B. Und daß er das Buch nicht gleich hat herborgten wollen, ist auch zu verstehen. Warum hab ich es nur gemacht . . .

Und Alexander nahm sich vor, morgen in der Zehn-Uhr-Pause dem B-Karli in anständiger Weise das Buch zurückzugeben, und wenn der lange Gruber zehnmal zuschaute. Zur Sühne wollte er dem B-Karli die Griechenlandmarke schenken und sich einfach nicht mehr um den Gruber kümmern.

Das war ein harter und edler Entschluß, und Alexanders Achtung vor sich selber war damit wieder vollständig hergestellt. Nun konnte er sich ohne Gewissensbisse das Buch anschauen, da er es schon hatte.

Mit einem Male fiel ihm ein, daß er nach der Malstunde den Schwamm nicht gut ausgedrückt hatte. Die Stunde war zu Ende gewesen, als man es noch gar nicht erwartet hatte, so daß sehr eilig zusammengepackt werden mußte. Der nasse

Schwamm konnte die Farben ruinieren. Auf diese Weise war Hugo mit der Warze neulich um sein Ultramarin gekommen.

Alexander machte schnell den Malkasten auf. Glücklicherweise war nichts geschehen. Der Schwamm war nicht besonders naß gewesen.

Aber was war da für ein fremdes Tuschfläschchen? Er zog es aus dem Malkasten und hielt es gegen das Licht. Von außen sah es aus wie alle anderen, aber es war keine rote Tusche drin, keine blaue und keine grüne, sondern . . .

Das war doch die Perlmutterfarbe vom Maulwurf! Jetzt im Fläschchen sah sie wie einfache graue Tusche aus. Aber wenn man damit malte . . .

Es war die neueste Maulwurf-Erfindung. Er, der Maulwurf, hatte nichts davon gesagt, erst während der Zeichenstunde war man ihm draufgekommen. Der Maulwurf machte nie ein großes Hin und Her mit seinen Erfindungen. Heute war es auch nur der Neugier von Heihei zu verdanken, daß dieses neue Wunder bekannt geworden war. Maulwurf hatte mit der Farbe den Himmel auf seiner Zeichnung angemalt. Zuerst hatte niemand darauf geachtet, denn die nasse Farbe sah einfach grau auf dem Papier aus. Außerdem waren Maulwurfs Bilder nicht besonders schön. Aber plötzlich hatte Heihei, der auch im Zeichensaal, ebenso wie in der Klasse, neben Maulwurf saß, gequietscht: »Herrgott, Maulwurf, was hast du denn mit deinem Himmel gemacht?« Als sich daraufhin alle zu diesem Pult hindrehten, hatte der Maulwurf sein unwirschestes Gesicht gemacht, wie immer, wenn man ihm auf etwas Unerhörtes draufkam und ihn bewunderte. Dann sah er aus wie der Maulwurf im Naturgeschichtsbuch. Daher sein Name.

Aber das Gesicht lockte die anderen eher an, als daß es sie abhielt. Denn man kannte den Maulwurf schon. Im Nu stand die halbe Klasse um seinen Zeichentisch herum, einer drängte den anderen weg, und im Hintergrund jammerte der

dicke Heini, daß er absolut nichts sehen könnte. Alexander drehte sich auf seinem Sessel herum, denn er saß an dem Zeichentisch vor seinen Freunden Maulwurf und Heihei und sah staunend: Der gemalte Maulwurfshimmel glänzte jetzt, da er trocken war, wie ein Stück Perlmutter. Oder wie ein Ölfleck auf einer Regenpfütze.

Da hatte Hugo mit der Warze auch schon Maulwurfs Zeichenheft gepackt und es mit lautem Triumphgeheul zu den hinteren Zeichentischen geschleppt. Maulwurf, um den es plötzlich leer geworden war, war mit seinem unwirschen Gesicht, in dem aber doch die grasgrünen Augen vor Freude strahlten, langsam nachgeschlendert, um sich das Heft zurückzuholen. Da hatte sich Alexander – jetzt erinnerte er sich wieder daran – von Maulwurfs Tisch das Fläschchen mit der geheimnisvollen Farbe genommen, um es genauer zu besehen. In dem Moment hatte es überraschenderweise zwölf Uhr geläutet . . . alle hatten in rasender Eile zusammengepackt, die Pinsel ausgewaschen, die Tische gesäubert . . . Dabei war es anscheinend geschehen, daß Alexander die Perlmutterfarbe in seinen Malkasten gesteckt hatte. Na, aber das war kein Unglück. Er konnte sie ja morgen früh dem Maulwurf zurückgeben. Hoffentlich machte der sich inzwischen keine Sorgen um sie.

Aber wenn sie schon zufällig hier war, konnte er probieren, damit zu malen. Er brauchte ja nur ein paar Tropfen, der Maulwurf hatte sicher nichts dagegen, wenn er es ihm auch erst morgen sagte. Unter Freunden ist so etwas selbstverständlich.

Der Korken saß fest drin. Alexander mußte ihn mit den Zähnen herausbeißen. Das neue Zeichenheft wollte er zu Maulwurfs Ehren damit einweihen, indem er die erste Seite halb mit der Farbe anmalte.

Ja, es sah wirklich einfach naß und grau aus. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß das in ein paar Minuten wie Perlmutter glänzen würde. Alexander konnte es kaum er-